

Totentafel

Autor(en): **Cadonau, P.P. / Darms, F. / Deplazes, Gion**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **10 (1968)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Totentafel

Emil Rupflin

Anlässlich der Bestattung des Kinderheimvaters Rupflin, am 9. November 1966, sprach ein Vertreter der schweizerischen Kirchen das Wort: «Wenn jemand die Geschichte der Bündner Kirche schreiben will, so kann er am Namen von Vater Rupflin nicht vorübergehen.» So sollen auch im Bündner Jahrbuch der Name von Emil Jakob Rupflin und sein Lebenswerk Erwähnung finden.

Emil Rupflin war ursprünglich nicht ein Kind unseres Landes. Seine Wiege stand in Lindau am Bodensee, wo er am 17. März 1885 geboren wurde. Mit 17 Jahren verließ er das Elternhaus und kam in die Schweiz, wo er in Zürich in einem Herrschaftshaus eine Anstellung als Hausdiener fand. So wurde ihm die Schweiz zur zweiten Heimat, und er ließ sich später in der Berggemeinde Tartar ins Bürgerrecht aufnehmen. Er wurde auch in seiner Lebensart und seiner Gesinnung ganz Schweizer, der er auch blieb, als jenseits des Bodensees die nazionalistischen Wellen hoch gingen.

Von Haus aus war er religiös wenig interessiert. In Zürich kam er in kurzer Zeit in Verbindung mit der Heilsarmee. Zuerst wehrte sich sein junges Herz gegen die Beeinflussung von dieser Seite, aber gar bald geriet er unter den Einfluß einer hervorragenden Vertreterin des Christusklaubens. Dadurch erlebte er seine Bekehrung, war aber nicht damit zufrieden, ein bekehrter Christ zu sein, sondern begehrte und erreichte es auch, daß er sich seinem Herrn zum Dienste weihte. Zunächst dachte er dabei an die Mission. Als er dort wegen zu zarter Gesundheit abgewiesen wurde, reifte sein Entschluß, Offizier der Heilsarmee zu werden. Daher trat er in Bern in die Kadettenschule ein, die er vom Mai bis Oktober 1905 besuchte.

Es ist bemerkenswert, daß ein Mann, dem ein so großes Wirkungsfeld und beachtenswerte Gaben zu dessen Bearbeitung beschieden waren, sich keine andere Ausbildung erwerben konnte. Wohl hat er es später manchmal beklagt, daß ihm die spezielle Ausbildung für Erziehung und Leitung fehle. Und doch hat er bis zum Ende seines Lebens immer ein merkwürdiges Empfinden gehabt für das, was in allen Fällen nötig war. Manche erfahrene Geschäftsleute und Pädagogen haben ihr Erstaunen bekundet über seine Gewandtheit und Sicherheit auch in rein technischen Fragen. Rupflins einzige Quelle der Bildung und des



Wissens war eigentlich die Bibel, und die hat ihn nicht getäuscht.

Als Heilsarmee-Offizier wurde er auf zahlreiche Posten, vor allem im Kanton Zürich und in der Ostschweiz, entsandt, und bald zeigte sich, daß er von den Salutisten und

anderen Teilnehmern an den Versammlungen sehr geschätzt wurde. In dieser Zeit wurde ihm auch seine Frau, Fräulein Babette Barthard, Pfungen, die ebenfalls Offizierin war, zugeführt, die ihn über alle Stationen seines Weges und bis über den Tod hinaus treulich begleitet hat.

Im Jahre 1916 leiteten die beiden den Posten in Chur. In jenem Kriegswinter, zu einer Zeit, da die staatliche Rationierung der Lebensmittel noch nicht funktionierte, fanden sie unter der Bevölkerung Churs viel Elend und Hunger, daneben aber auch viel leidende und vernachlässigte Kinder. Die Not griff den beiden Eheleuten so sehr ans Herz, daß sie angingen, nach Mitteln und Wegen zu suchen, diesen Kindern zu helfen. Als sie bei verschiedenen Instanzen, an die sie sich wandten, abgewiesen wurden, entschlossen sie sich, ihren Gott um Hilfe anzurufen. Dieser verwies sie auf sich selbst.

So entschloß sich Emil Rupflin, seine einigermaßen gesicherte Stellung in der Heilsarmee aufzugeben und zusammen mit Frau und Kind im Vertrauen auf Gottes Hilfe ein Haus für arme Kinder zu gründen. Er fand dafür schließlich die alte und verlassene Glockengießerei Theus in Felsberg, wo die Familie zusammen mit zwei weiteren Mitarbeiterinnen am 21. August 1916 einzog und auch gleich die ersten Kinder aufnahm. Damit war ein Werk begonnen, das als Hilfswerk und als geistliches Zentrum seine Bedeutung haben sollte. Über das Leben im neu gegründeten Kinderheim «Gott hilft» mag man in den Erinnerungen von Vater Rupflin in seinem Büchlein «In der Erziehungsschule Gottes» nachlesen, daß es wirklich ein Haus war, wo auf die Hilfe Gottes ganz vertraut wurde und wo man diese auch erfuhr, wird aus vielen kleinen und großen Ereignissen deutlich, indem in unerwarteter Weise

für alles, für Licht, Holz, Milch, Möbel und vieles andere gesorgt wurde. Diese Glaubenserfahrungen der dortigen Hausgemeinschaft sind damals und bis heute für manche ein Trost geworden. Sie konnten nur gemacht werden, indem die Mitarbeiter in ganz demütiger Stellung vor Gott waren und für sich nichts beanspruchten, sondern ganz im Dienst standen. Es ist bis heute so geblieben, daß die Mitarbeiter im Gott-hilft-Werk nicht um Lohn dienen, sondern sich mit einem kleinen Taschengeld begnügen, aber damit rechnen können, daß sie zeitlebens dort wohnen dürfen.

Das Heim in Felsberg war bald überfüllt, und man mußte nach weiterem Raum Umschau halten. Da dies in Felsberg auf die Dauer nicht möglich war, mußte man sich entschließen, noch andere Heime zu gründen. So entstanden mit der Zeit die Heime in Zizers, in Tamins, in Sent, in Sais/Herisau-Nieschberg, in Hinterforst/Dicken und Stäfa. Weitere Heime wie Wiesen-Herisau, Foral-Chur und Herrliberg wurden von anderer Seite dem Gott-hilft-Werk übergeben. So entstand ein Werk, das zeitweise bis gegen 300 Kindern Obdach und Erziehung gab. Vater Rupflin, der lange Zeit mit seiner Frau in einem Heim Hausvater war, mußte dann die Heime jüngeren Hauseltern überlassen, hat aber bis ins Alter den Überblick und die Leitung behalten. Er war vor allem der geborene Hausvater. Bei aller fremden Kindern gegenüber gebotenen Distanz hat er sie doch ganz angenommen und jedes einzelne zu verstehen versucht. In der Leitung seiner Heime hat er schon früh das Familiensystem eingeführt, indem Geschwister nicht auf verschiedenen Abteilungen verteilt werden, sondern in der gleichen Familie leben, zu der dann auch andere verschiedenen Alters und Geschlechts dazukommen. Nicht vergessen soll es auch sein, daß er und seine Frau so weit möglich die Verbindung mit den früheren Insaßen pflegten, was im Grunde eine Gebetsverbindung war.

Dieser Bericht über die Tätigkeit

als Kindervater wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch der Tätigkeit Rupflins für das Glaubensleben unseres Volkes gedenken würden. Wie es ihm vor allem am Herzen lag, seinen Kindern den Zugang zum Herrn zu bereiten, war es auch sein innerstes Anliegen, im Volk den Sinn für das Evangelium zu wecken. Zu diesem Zwecke hat er seinerzeit das Haus «Steinbock» in Igis gekauft, um dort Evangelisationen zu halten und Versammlungen zur Vertiefung und Verbreitung des Glaubens.

Von dort aus erfolgte dann die Gründung des Evangeliumsdienstes in Seewis und später in Pura (Tessin), welche auch als Glieder der Kinderheimfamilie figurieren. In Igis wird heute eine Schule für Mitarbeiter der Inneren Mission geführt. Seewis und Pura sind gern besuchte Erholungshäuser, wo auch Gemeindefestwochen und Rüstzeiten stattfinden. Diese Häuser sollen aber nicht allein der leiblichen Erholung dienen, sondern in erster Linie besteht die Möglichkeit, jeden Tag unter Gottes Wort zu gehen, und es ist Gelegenheit zu persönlicher Seelsorge geboten.

Weil Emil Rupflin aus der Heilsarmee hervorgegangen war, war es sein Anliegen, die Zöglinge zu einem lebendigen Glauben an Christus zu erwecken. Dabei ist er aber stets ein Glied der Landeskirche geblieben, so sehr er manchmal von anderer Seite umworben war. Er ist es geblieben, auch wenn diese Kirche ihm manchmal das Bleiben nicht leicht gemacht hat. Dabei war ihm aber jeder Mensch, der in inniger Verbindung mit seinem Herrn stand, willkommen und lieb.

Nach diesem langen und fruchtbaren Leben waren seine letzten Lebensjahre umdüstert. Infolge eines Hirnschlages konnte er nicht mehr an allem Anteil nehmen. Dazu wurde er durch allerlei innere Anfechtungen geplagt. Im Sommer 1966 konnte er aber doch noch befreit von diesen belastenden Gedanken mit den geliebten Kindern und den Mitarbeitern das 50jährige Bestehen seines Werkes miterleben. Nach einer erneuten Herzkrise durfte er am 4. November 1966 im Kantonsspital Chur im Frieden zu seinem Herrn heimkehren. Pfarrer P. P. Cadonau

Alt Dekan Johannes Domenig

Der Verstorbene ist ein echter Sohn unserer Bündner Bergheimat gewesen. Die Heimat der Domenigs ist Tamins, das Dorf in unmittelbarer Nähe der Vereinigung der beiden Rheine, am Fuße des Kunkelspasses und des Calanda. Hier haben sie während Jahrhunderten als Bauern und Landwirte gelebt und der Scholle gedient. Der Name Domenig ist romanischer Herkunft. Das Dorf jedoch wurde noch vor der Reformationszeit germanisiert. Seiner Vertrautheit mit dieser seiner Herkunft hat der Verstorbene noch in seinem letzten Lebensjahr Ausdruck verliehen in seinem Aufsatz «Vom Rhein nach Kunkels», geschrieben für das «Bündner Jahrbuch» 1967, in welchem er den alten Lokal- und Flurnamen seines Heimatdorfes nachgeht und sie aus dem Romanischen deutet und mit seinen eigenen Ju-

genderinnerungen füllt. Aus gleicher Treue und Anhänglichkeit seiner Herkunft gegenüber wurde er von seinem Ruhestand in Trin-Mulin aus in seinen letzten Lebensjahren begeisterter Sänger im Männerchor Ligia Grischa in Ilanz, dessen jeweilige Proben ihn stets mit größter Freude erfüllten.

Johannes Domenig wurde in seiner Heimatgemeinde geboren am 27. Mai 1886 als Sohn des Gemeindepräsidenten, Landwirts und Viehhändlers Jakob Domenig und dessen Gattin Eva Schmid. Nach dem Besuch der Dorfschulen in Tamins kam der aufgeweckte Jüngling auf die Kantonschule nach Chur, wo er das Gymnasium durchlief und dasselbe mit der Matur abschloß. Hierauf wandte er sich, dem eigenen Wunsche folgend, dem Studium der Theologie zu und studierte in Basel, Zürich, Marburg,

Berlin und Florenz. Im Jahre 1910 wurde er in die Evangelisch-rätische Synode aufgenommen. Als Pfarrer diente er ein halbes Jahr in Feldis-Scheid-Trans, dann von 1911–1926 in Davos-Dorf, von 1926–1938 in Davos-Platz und von 1939–1951 in Chur. Nach seiner Pensionierung im Jahre 1951 verbrachte er zusammen mit seiner Gattin den Lebensabend in Trimmulin. Er starb am 11. November 1966 im Kantonsspital Chur.

In Davos verehelichte er sich im Jahre 1917 mit der Tochter des dortigen Landammanns Gaudenz Böler, Anna Böler, welche ihm eine treue Lebensgefährtin wurde, voller Einfühlungsgabe und Bereitschaft zum innerlichen Mitgehen in den Freuden und Leiden eines Pfarrerberufes. Der Ehe entsprossen vier Kinder.

Johannes Domenig hat seine Aufgabe als Pfarrer und Theologe ernst genommen. Er hatte eine tüchtige Ausbildung in Theologie und Philosophie genossen. Dazu war er vor allem vertraut auch sowohl mit alter wie mit neuerer Geschichte. Er wollte den Fragen und Problemen des Lebens auf den Grund gehen in stetem Ringen um Wahrheit und Klarheit. Nichts deprimierte und erzürnte ihn mehr als das billige Wortemachen in allen Dingen des Lebens, vor allem aber in den religiösen. In den Studien- und ersten Pfarrerjahren noch stark der religiös-sozialen Richtung um seinen Taminser Landsmann Leonhard Ragaz zugewandt, führte ihn sein eigener Weg immer mehr in die frei-protestantische, liberale Richtung, womit er zum Ausdruck brachte, daß er keiner theologischen Schule verpflichtet sei, kein Knecht irgendeiner Theologie, sondern frei genug, um durch eigene Arbeit, eigenes Studium, eigene geistige Erfahrung seinen Weg zu suchen und zu finden. Seinem Ringen und Kämpfen vor allem um die Gestalt seines Herrn und dessen Gültigkeit auch für unsere Zeit entsprang die epische Trilogie «Menschwerdung», welche im Jahre 1925 im Verlag Schuler in Chur erschien. Ein Predigtband «Nachfolge», in welchem er Rechenschaft über die Art seiner Wortverkündigung ablegt, erschien im

Jahre 1935 im Rascher-Verlag, Zürich. Wer diese Predigten liest, ist heute noch betroffen und zugleich beglückt von der Art und Weise, wie Domenig den religiösen Fragen unserer Theologie und Kirche nachgeht und Endgültiges zu sagen weiß. Die nüchterne Klarheit, die auf keine Spekulation sich einläßt, die nichts als die Wahrheit will, mit aller noch so



schöngeistigen oder spekulativen Frömmerei scharf und unzweideutig aufräumt, vermag zugleich helfend und erlösend zu wirken. Die Gestalt Jesu, die in diesen Predigten herausgearbeitet wird, aller spekulativen und dogmatischen Wortklauberei entzogen, vermag zum lichten und zugleich herben Wegweiser zu werden, in dessen Nachfolge auch der heutige Mensch und Christ, der es mit dem Menschsein und Christsein ernst

nimmt, mit gutem Gewissen und frohen Mutes treten kann.

Schriftstellerisch betätigte sich Domenig außerdem als langjähriger Mitredaktor am «Bündner Kirchenboten», als beliebter Mitarbeiter an der «Davoser Revue», am «Freien Rätier» und an anderen Zeitschriften. Sein ausgeprägtes, kräftiges Sprach- und Formgefühl spüren wir im Kanzelgebetbuch unserer Bündner Kirche, der Bündner Liturgie, an deren Neuherausgabe 1941 er wesentlichen Anteil hatte.

Die evangelisch-rätische Kirche und Synode haben Johannes Domenig im Laufe der Jahre mit manchem Amt betraut: Mitredaktor am «Kirchenboten», Mitglied des kantonalen Kirchenrates, Dekan der Synode und Präsident des Kirchenrates 1940–1948, Präsident des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins Graubünden und Delegierter in die Schweizerische Reformationsstiftung. Alle diese Ämter hat er, neben seiner großen Inanspruchnahme als Pfarrer und Seelsorger der größten Gemeinden unseres Kantons, mit voller Hingabe und mit Pflichtgefühl geführt und so seiner Bündner Kirche, unseren Gemeinden und Glaubensgenossen zum Wohlgedient.

Als markante Predigergestalt, gültigen Erzieher, weise-verstehenden Seelsorger, der die Nöte der Zeit und des menschlichen Herzens erkannte und das klare und helfende Wort fand, werden viele seiner Pfarrkinder und Gemeindegossen und viele seiner jüngeren Kollegen, denen er ein väterlicher Freund wurde, Johannes Domenig in lieber Erinnerung behalten. Pfarrer Fl. Darms

Prof. Oskar Vasella

Die schmerzliche Kunde von seinem Ableben verbreitete sich am 20. Dezember mit Windeseile über Bündens Hauptstadt hinaus in die Täler. Noch Mitte November waren wir gespannt seinen Ausführungen über die «Problematik der Anfänge der Reformation Zwinglis» im überfüllten gotischen Saale der «Hofkellerei» in Chur

gefolgt. Einer kurzen Krankheit und schweren Operation ist Professor Vasella nun erlegen.

Mit Professor O. Vasella verliert die Universität Fribourg ihren weit über unsere Landesgrenzen bekannten und geschätzten Ordinarius für Schweizergeschichte, den besten derzeitigen Kenner der katholischen Reform und

der Bündnergeschichte. Viele seiner Schüler und andere trauern um einen lieben Freund und Berater, die Seinen verlieren in ihm einen lieben Gatten und Vater.

Oskar Vasella entstammt einer Puschlaver Familie. Der Vater, Peter Vasella-Gervasi, zog nach Chur als Bundesangestellter und erwarb sich 1904 das bekannte Waffen- und Munitionsgeschäft in der Grabenstraße. Im gleichen Jahre, am 15. Mai, wurde auch Oskar geboren und wuchs in einer großen Familie mit noch sieben Brüdern und einer Schwester auf. Nach fünf Primarklassen an der Hofschule begann er mit dem Lateinunterricht unter der Leitung seines Bruders Tito und war im Herbst so weit, daß er in Disentis in die zweite Lateinklasse aufgenommen wurde. Von Disentis wechselte er nach St-Maurice und Sarnen über und erwarb sich dort die Matura.

Dann zog er nach Fribourg, wo er ein Jahr lang im Salesianum Philosophie studierte, nachher wechselte er auf die Geschichte über. Er doktorierte 1928 mit der vielbeachteten «Geschichte des Prediger-Klosters St. Nikolai in Chur». Professor Büchi war es, der ihn auf die akademische Laufbahn aufmerksam machte. Nach weiteren Studien in Paris, Berlin und Bern habilitierte er sich 1931 mit einer Untersuchung über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur vom Ausgang des 13. Jahrhunderts bis um 1530. Im Jahre 1933 wurde er zum Professor an der Universität gewählt und amtierte bereits 1938/39 als Dekan der Philosophischen Fakultät. Zehn Jahre später bekleidete er zwei Jahre lang das hohe Amt eines Rektors. Alle diese Ehrungen mögen als wohlverdiente Anerkennung gewertet werden. Für den Dozenten sind jedoch in erster Linie seine Eigenschaften als Wissenschaftler und Forscher maßgebend. Professor Vasella glaubte nicht, jedes Jahr ein Buch schreiben zu müssen. Sein wacher, kritischer Geist verbot es ihm, auch bloß aus zweiter Hand zu nehmen und sich mit Kompilationen zu begnügen. Es hieß bei ihm stets «zu den Quellen»: In der Geschichte werde zu oft abgeschrieben,

statt mit einfühlendem Verständnis und kritischem Sinn die Quellen ausgeschöpft. Dazu gesellte sich Vasellas ausgesprochenes Rechtsempfinden. Noch glauben wir seine Worte zu hören: «Die Geschichtsschreibung ist oft eine einseitige Verherrlichung des Erfolges ohne Rücksicht auf die Rechtslage.» Vasella besaß in vorzüglichem Maße die Gabe der treffenden Formulierung.



Professor Vasellas Hauptpublikationen kreisen um die Reformation und katholische Reform, angefangen mit der «Geschichte des Prediger-Klosters St. Nikolai» bis zu den «Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur» oder zum «Bäuerlichen Wirtschaftskampf und die Reformation in Graubünden» und bis zur großen biographischen Arbeit von «Abt Theodul Schlegel von Chur und seine Zeit 1515–1529».

Über 80 Artikel und Abhandlungen finden sich in Zeitschriften und Jahrbüchern, die meisten in der «Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte», deren Redaktor Professor Vasella seit 1932 bis zu seinem Hinschied war.

Zu wenig Beachtung, weil schwerer zugänglich, fanden u. E. bisher die Buchbesprechungen Vasellas. Sie bilden geradezu ein Vademekum zu den historischen Neuerscheinungen der letzten Jahrzehnte. Es sind ihrer über 400 an der Zahl. Sie zeugen nicht nur vom großen Wissen, sondern viel mehr

noch vom großen Verantwortungsbewußtsein dem Autor und vor allem dem Leser gegenüber. Und sie brachten ihm nicht nur Freunde! Seine Wahrheitsliebe und sein unbestechliches Urteil halfen ihm jedoch über dieses Ungemach. Bezeichnend ist die Stelle aus einem Brief: «Die letzten Tage arbeite ich an einer langen Besprechung, die mir Kopfzerbrechen machte... Die Hauptsache ist, daß man die Wahrheit aufrecht erhält und nicht wiederholt, was andere zu Unrecht so häufig wiederholen.» Gelegentlich hörten wir die schalkhafte Bemerkung: «Das Glück mancher Autoren besteht darin, nicht überprüft zu werden.»

Wer Vasella kennen will, muß ferner die vielen Nekrologe in der ZSKG lesen. Sie geben treffenden Aufschluß über viele Zeitgenossen.

Der Ruf des gediegenen Wissenschaftlers brachte es mit sich, daß Professor Vasella 1935 in den Gesellschaftsrat der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft gewählt wurde, die er in den Jahren 1956 bis 1960 mit Auszeichnung präsiidierte. Immer öfter wurde er auch ins Ausland zu Vorträgen und Vorlesungen eingeladen. Besonders der Görres-Gesellschaft stand er nahe.

Die Eigenschaften eines vorzüglichen Forschers und Wissenschaftlers bilden jedoch nur Voraussetzungen zu einem Dozenten. Der akademische Lehrer muß seine jungen Zuhörer fesseln können. Es genügt noch nicht, den Stoff in sich zu haben; er muß jenes feu sacré besitzen, jenen Funken, der beim Zuhörer zündet. Dies war bei Professor Vasella in glücklicher Weise vorhanden. Kürzlich noch sagte ein Kollege zu «Watschli» (so hieß er im engen Studentenkreis): «Du kannst deine Schüler noch begeistern!»

Dabei war es nicht nur die solide Vorbereitung, die Prägnanz oder der fesselnde Vortrag, der die Zuhörer ansprach. Mehr war es die Güte und Natürlichkeit, mit einem Wort: die lautere Menschlichkeit, mit der Oskar Vasella seinen Studenten begegnete. Alles Steife und Professorale lag ihm ferne. Treffend sagt sein Amtskollege, Professor A. Schmid: «Für die Studen-

ten war er zugänglich wie selten einer und stets zu einem Gespräch bereit. Wie manchem unbeholfenen Neumatrikulierten hat er die ersten Schritte in der Universität erleichtert, die ersten Handgriffe auf der Bibliothek gezeigt! Gerade dieser so unprofessoralen Offenheit und Hilfsbereitschaft verdankte er seine Beliebtheit. Jeder im Haus kannte ihn, und für jeden hatte er ein freundliches, aufmunterndes Wort. Seine Freundschaft zu erringen war schon schwieriger. Wem er sie jedoch gewährte, der wurde allmählich inne, wieviel Herz dieser äußerlich so zugriffig-unerschrockene, scheinbar wenig sentimentale Mann besaß und wie verletzlich der Kern war, den er hinter seinem burschikosen Auftreten verbarg.» Kaum je sahen wir ihn nach seinen Vorlesungen und Seminarien zur Bibliothek, in die Stadt oder heimwärts ziehen, ohne von Studenten begleitet zu sein. Es sei, daß sie mit ihren Fragen, Wünschen oder Sorgen zu ihm kamen oder auch nur, von einer gewissen väterlichen Güte angezogen, ihm das Geleit gaben. Nicht daß Professor Vasella ihnen die Arbeit erspart hätte. Seine Dissertanten hatten oft genug zu stöhnen. Über 80 an der Zahl haben in drei Jahrzehnten bei ihm die Doktorarbeit abgeschlossen. Viel größer jedoch ist die Zahl derjenigen, die bei ihm in dieser Zeit das Sekundar- oder Gymnasiallehrerpatent erwarben.

Anläßlich seines 60. Geburtstages versammelte sich eine stattliche Gemeinde zu frohem Fest mit dem «jugendlichen Sechziger». Der derzeitige Abt von Einsiedeln, Dr. Raimund Tschudy, ein ehemaliger Schüler, faßte das Wirken Vasellas als Lehrer im Geleitwort zur Festschrift treffend zusammen: «Das gehört wohl zum Tiefsten, was wir Schüler und Freunde an Professor Vasella erlebten und erfahren, daß er ein lebendiger Mensch ist, der erkannt hat, wieviel von den Herzkraften des Menschen hineinspielt in das Geschehen. Fakten, ja wohl, aber blutvoll vom Leben gestaltet und bewirkt, und darum auch nur von einem lebendigen Historiker wirklich in ihrer Tiefe erfassbar ...»

Damit stoßen wir eigentlich zum Urgrund vor: Professor Vasella als Mensch und Freund. Professor Vasella verdankte seinen Erfolg nicht zuletzt einer Persönlichkeit von ausgesprochenem Familiensinn. Selber in einer großen Familie aufgewachsen, gründete er 1942 mit Fräulein Ursula Vieli einen eigenen Hausstand. Vier Kinder wurden ihnen geschenkt. Noch erinnere ich mich, wie ich als Dissertant in der Familie meines Professors Zeuge einer köstlichen Szene wurde, wobei der Vater fröhlich und ungezwungen mit seinen kleinen Kindern spielte. Auch fremde Kinder freuten sich, wenn der «lustige» Professor kam. Die natürliche Herzlichkeit, die er den Kindern entgegenbrachte, schuf auch Brücken zu den Erwachsenen. Es ist deshalb kein Wunder,

daß der einstige «gestrenge» Meister nach der Prüfung seinen Ehemaligen sehr nahe stand. Er verfolgte aufmerksam, was seine Schüler taten, und nahm an ihren Erfolgen und Sorgen Anteil. Unzählige, in einer zierlichen ästhetischen Handschrift verfaßte Briefe verbanden die große Familie der Ehemaligen mit ihrem geistigen Vater.

In Fribourg nahm eine große Trauergemeinde Abschied von Prof. Vasella. Abt Raimund Tschudy von Einsiedeln zelebrierte das Requiem, und Msgr. Franciscus Charrière, Bischof von Lausanne, erteilte die Absolution. Für die Universität sprachen vier seiner Kollegen.

Tags darauf fanden die Beisetzungsfestlichkeiten in Chur statt.

Gion Deplazes

Lise Gujer

Sie war als junges Mädchen schon nach Davos gekommen, und sie kehrte später nach Clavadel zurück, um in Bündens Bergen Genesung zu suchen, wie so viele vor ihr und nach ihr es getan. Das Weben war ursprünglich nicht ihr Beruf gewesen; sie hatte es auf einem alten Bündner Webstuhl erlernt, um die lange Kurzeit sinnvoll zu beleben. «Beschäftigungs-Therapie» würden wir heute sagen. Niemand, wohl sie am wenigsten, hätte gedacht, daß sie damit zugleich das lebendige Kleid ihres Schicksals wob, denn diese zunächst aus Liebhaberei betriebene handwerkliche Kunst wurde bestimmend für ihr Leben.

Ende Mai 1922 lernte die damals achtundzwanzigjährige Zürcherin Lise Gujer durch den ebenfalls zur Kur in Clavadel weilenden Dichter Jakob Boßhart den deutschen Maler und Graphiker Ernst Ludwig Kirchner kennen. Auch Kirchner war — 1917 schon — schwerkrank nach Davos gekommen und hatte sich so weit erholt, daß er wieder arbeiten konnte. In Deutschland hatte er zu den Mitbegründern der «Brücke» gehört, einer Künstlergemeinschaft, der außer ihm Heckel, Pechstein, Schmid-Rot-

luff, Bleyle u. a. angehörten. Unter Kirchner suchten die «Brücke»-Maler nach einem neuen Stil, Expressionismus genannt. «Der Maler malt die Erscheinungen der Dinge, nicht ihre objektive Richtigkeit, ja, er schafft neue Erscheinungen der Dinge», so formulierte er es einmal als eines der Grundgesetze seiner Malerei. Hatte der 1880 in Aschaffenburg geborene Mainfranke seine Sujets in Dresden, Berlin, auf Fehmarn aus dem Leben der Tänzer, Kabarettisten und Zirkuskünstler, aus Szenen auf den Straßen der Großstädte, dem Treiben an Ufer und Strand entnommen, so erwartete ihn in Davos eine ganz und gar anders geartete Welt: hier trat er dem ruhigen Bauernleben und der stillen, erhabenen Berglandschaft entgegen. Mit dieser neuen Welt, die ihn nicht mehr los ließ, setzte er sich in jahrelangem Schaffen auseinander.

Und nun hatte er, kurz bevor er Lise Gujer kennenlernte, einer Bauernweberin einen figuralen Entwurf mit dem Auftrag vorgelegt, ihn ins Element des gewobenen Bildes umzusetzen. Der Versuch mißlang. Lise Gujer, die eines Unfalls wegen nicht mehr wie bisher Kranke pflegen oder

ausgedehnte Reisen unternehmen konnte, nahm Kirchners Vorschlag, die Ausführung seines Entwurfes zu versuchen, gerne an und machte sich ans Werk. Aber auch ihr glückte die schwierige Aufgabe zunächst nicht. Auf dem Wandbehang wurde Kirchners Farbenjubil vom Grau des Zettels so gedämpft, daß er und die Weberin enttäuscht waren. Aber Lise Gujer gab den Kampf um die neue Kunst nicht auf. Immer wieder versuchte sie es, bis sie zu jener Technik fand, in der sie nur noch die Hälfte der Zettelfäden und einen breiteren Kamm verwendete. Auf diese Weise rang sie dem störenden Grau die Schönheit und Leuchtkraft der Farben ab. Kirchner war begeistert, er sah «eine neue Art zu malen möglich werden» und freute sich darauf. Eine schöpferische Zeit hub an. Zweimal sieben – vierzehn – Jahre währte die Zusammenarbeit zwischen dem Maler und der Weberin. Dann geschah das Unheil. Am 15. Juni 1938 machte Kirchner seinem Leben durch Herzschuß ein Ende. Krankheit, Einsamkeit, die Verfemung seiner Kunst in der deutschen Heimat hatten ihn in die Verzweiflung getrieben. In Lothar Grisebachs «Maler des Expressionismus im Briefwechsel mit Eberhard Grisebach» schreibt aus dem Kirchnerhaus auf dem Wildboden die Lebensgefährtin Erna wenige Tage nach Kirchners Heimgang: «Hier hat sich seit Monaten eine Tragödie im stillen abgespielt ... Die Diffamierung hat ihn zerbrochen, er hat sich in den letzten Wochen grauenhaft gequält ... Das Haus ist bis zum Dach voller Arbeiten, diese ungeheuren Werte, die momentan keine sind ...»

Kirchners Tod lähmte die Schaffenskraft der Weberin Lise Gujer auf Jahre hinaus. Aber das heilige Feuer der Kunst, das sie so lange gehütet, war nicht erloschen. Es glomm wieder auf, als Lise Gujer 1942 das schöne Bauernhaus in der «Gruoba» am Eingang zum Davoser Sertigtal erwerben und einrichten konnte. Mählich erst, dann heller und höher sprühten die Funken ihrer bild-

wirkerischen Kunst. Der alte Webstuhl im hablichen Bündnerhaus klapperte oft bis spät in die Nacht. Kirchner, der ein ungeheures Oeuvre geschaffen hat, hatte auch zahlreiche Entwürfe für Teppiche und Wandbehänge zum Weben hinterlassen; allerdings waren es meist kleinformatige Skizzen, die Lise Gujer in bewunderungswerter Weise auf ihren Webstuhl transponierte. Ward Kirchner einst in den Bündner Bergen ein neues Dasein geschenkt, so vollzog



sich hier das Wunder einer Wiedergeburt abermals: in der Gruoba erwachte Kirchnerischer Geist zu neuem Leben. Hier waren viele seiner Werke greifbar, hier zierten kraftvolle Holzreliefs und von seiner Hand geschnitzte Möbel die Stuben. Man wunderte sich immer wieder, wie der kranke, von Gestalt eher schwächliche Künstler solch wuchtige Arbeiten zu schaffen vermochte. Hier in der Gruoba war Kampf um die Kunst, aber die Angst war nicht da. Noch klingt in unsern Ohren der Text nach, den der Frauenkircher Pfarrer August Candrian damals für Kirchners Abschiedsstunde im Krematorium zu Davos gewählt hatte: «In der Welt habt ihr Angst ...» Die Kirchnerische Welt Lise Gujers war frei davon. «Hier lebte» – so sprach es uns Eberhard W. Kornfeld am Sarg Lise Gujers aus dem Herzen – «der alte Geist des Wildbodens weiter, vielleicht sogar in sublimierter Form, in einem äußeren Rahmen, der der Ursprünglichkeit dieses Geistes wie geschaffen schien und ihn ergänzte mit dem Ausdruck heller Lebens-

freude. Hier fand sich schönste bildnerische, plastische und gewobene Kunst zusammen mit reinen Freuden des Tisches und des Kellers und des Wortes in Form des lebendigen Gedankenaustausches und des Weitergebens eines reichen Schatzes an Wissen und Lebensweisheit.» Wie viele gute Stunden haben wir vor dem Kaminfeuer oder um den gastlichen Tisch in der Gruoba erlebt! Wie oft dachten wir dabei: wer Lise Gujer nicht kennt, kennt Davos nicht wirklich. Es kamen viele Menschen zu ihr, oft von weither gereist. Kunst-sachverständige, die sich in der «Gruoba» umsahen und neue Impulse und Ratschläge holten. Lise Gujer hatte eine eigene Art, auf den Mitmenschen einzugehen, sodaß jeder glaubte, sie sei ihm besonders zugegan. So meinten es auch die bäuerlichen Nachbarn, mit denen sie in herzlicher Freundschaft verkehrte. Diese so selten anzutreffende Fähigkeit, sich einzufühlen und mit dem Herzen hinzuhören, muß ihr stärkster Wesenszug gewesen sein; wie anders hätte sie sonst dem hypersensiblen Menschen und genialen Künstler Kirchner auf die Höhen seiner Aussagen zu folgen und zur kongenialen Interpretin seiner Kunst heranzureifen vermocht? Niemand hatte die Größe und Bedeutung ihres Schrittes erkannt, als sie sich entschloß, Kirchners Entwürfe in die Weberei umzusetzen. Sie hob einen Schatz, den Augen aller verborgen.

Im Verlauf des Jahres 1966 wurde Lise Gujer von einer schweren Krankheit befallen, die in der Nacht vom 13. auf den 14. März 1967 zu ihrem Tode führte. Das Werk ihrer Hände ist auf uns gekommen. Die leuchtenden Bildteppiche erzählen aus dem Leben der Davoser Bauern. Die Glut ihrer Farben und Blumen kündigt vom frühlinghaften Sieg über den langen, weißen Winter und trägt die Botschaft des Lichtes über Land und Meer, wo immer Lise Gujers Teppiche der Stolz und die Freude ihres Besitzers oder der Betrachter in Museen und Galerien sein mögen – sie und uns vom Sehen zum Schauen führend. Helga Ferdmann

Direktor Georg Hartmann-Sprecher

Am 15. April versammelte sich auf dem Friedhof Daleu in Chur eine überaus große Trauergemeinde, um von Direktor Georg Hartmann bei seinem Heimzuge ehrend Abschied zu nehmen. Georg Hartmann wurde 1902 in Schiers geboren. Nach Absolvierung des dortigen Lehrerseminars wirkte er während 14 Jahren in der Fraktion Lunden als Lehrer. Sehr bald übertrug ihm die Gemeinde Schiers das Gemeindepräsidium, wo er sich dank der umsichtigen Amtsführung auch über die Gemeindegrenzen hinaus große Achtung erwarb. 1938 erfolgte seine Wahl zum Kanzleichef bei der in jener Zeit in der Reorganisation begriffenen kantonalen Brandversicherungsanstalt. Während den folgenden Kriegsjahren oblag ihm die schwere Aufgabe, den

Ziel zu erreichen, ein neues Gesetz über die Gebäudeversicherung, in welchem seine reiche Erfahrung ihren Niederschlag gefunden hätte, war ihm nicht mehr vergönnt. Eine heimtückische Krankheit zwang ihn, am 1. Juli 1966 vorzeitig von seinem Posten zurückzutreten. Die Zeit der verdienten Ruhe war aber kurz. Nach dreiwöchigem Kranklager wurde er am 12. April 1967 von dieser Welt abberufen.

Vor seinem Eintritt in Dienst der BVA diente der Heimgegangene dem Kreise Schiers und dem Bezirk Unterlandquart auch als Richter. Dem Großen Rat gehörte er während 4 Jahren an.

Direktor Hartmann verstand es stets, seine wenige freie Zeit sinnvoll zu nutzen. Bereits in jungen Jahren schon galt sein besonderes Interesse



Betrieb der Anstalt trotz der vielen durch Militärdienst bedingten Absenzen seiner Mitarbeiter aufrecht zu erhalten. 1956 erfolgte seine Wahl zum Direktor. Eines seiner ersten Anliegen war die Verwirklichung des Abbaues des Gesetzes nicht versicherbarer Elementarschäden. In der Erkenntnis, daß die Leistungsfähigkeit der BVA nur durch eine starke Rückversicherung gewährleistet ist, war er um diese als deren Verwaltungsratsmitglied sehr bemüht. Sein höchstes

dem freiwilligen Schießwesen. Selbst ein vorzüglicher Schütze, interessierte er sich auch für die administrative Arbeit. Von 1954 bis 1966 stand er dem Bündnerischen Schützenverband als umsichtiger Präsident vor. Bei seinem Rücktritt wurde er mit dem Ehrenpräsidium geehrt. Auch im Zentralkomitee des Schweizerischen Schützenvereins entfaltete der Verblichene eine rege Tätigkeit. Die Schützenorganisationen Bündens und der Schweizerische Schützenverein haben einen hochgeschätzten und in allen Belangen des Schießwesens versierten Kameraden verloren.

Direktor Hartmann war mit der Heimat, mit den Nöten und Sorgen Bündens aufs engste verbunden. Als echter Bündner war er in seinem ganzen Wesen bescheiden. Alle, die den Heimgegangenen näher gekannt haben, es waren deren viele, bewahren ihm ein ehrendes Andenken.

Karl Wachter

Fritz Lendi

Ende Mai 1967 erschienen in vielen Zeitungen Bilder des großen Waadtländer Erzählers Charles-Ferdinand Ramuz, dessen Todestag sich am 23. Mai zum zwanzigsten Male jährte. Diese Erinnerung rief uns eine zweite wach, welche sich auf die Tagung des Schweizerischen Schriftstellervereins im Jahre 1950 in St. Gallen bezieht. Wir saßen in einem großen Saale. Im bunten helvetischen Federvolk hatte sich ein Grüpplein Ostschweizer zusammengesetzt. Da öffnete sich die Türe, der gegenüber wir saßen. Die Welschen kamen, die Waadtländer vornedran. Wie sie sich unserem Tische nahten, standen ihrer zwei betroffen still und sagten wie aus einem Munde: *Tiens, c'est Ramuz! Ramuz redivivus*, denn der große Epiker vom Genfersee war ja seit drei Jahren tot. Und keiner konnte es den welschen Freunden verargen, daß sie glaubten, Ramuz wieder begegnet zu sein — sie standen nämlich vor Fritz Lendi, einem ebenso tiefschwarzen, hagern, kernigen Manne mit einem scharfgeschnittenen Haupt, aus dem ein feuriges Augenpaar blitzte.

Am 21. Mai 1967 haben sich diese Augen geschlossen. Es tut uns weh, zu denken, daß sich dieser Blick nicht mehr auf seine Freunde richtet; aber wir wissen auch, wie sehr es ihn schmerzte, daß er auf seinem Kranklager, auf das er vor Monaten jäh geworfen worden war, dem Blickwechsel nicht mehr ein Gespräch folgen lassen konnte. Der Tod ist zu einem Leidenden getreten, und niemand durfte wünschen, daß dieses verkehrte Leben noch lange ange-dauert hätte.

Fritz Lendi war Bürger von Tamins, hatte also einen Heimatschein des ersten Dorfes über dem Rhein, der sich beim Schlosse Reichenau aus dem Vordern und dem Hintern Rheine bildet. Lendi kam am 18. Juni 1896 im Hochtal von Davos zur Welt, wo er mit seinem jüngern Bruder Christian, der später in St. Gallen auf die Kanzel der Stadtkirche zu St. Laurenzen stieg und nun dem kantonalen Kirchenrate vorsteht, schöne Knabenjahre verbrachte. Als aber Vater und Mutter kurz nacheinander starben, mußten die beiden Primarschüler

aus dem Bergtal in die mütterliche Heimat von Herisau umsiedeln. Sie kannten das Appenzellerland von frühern Ferienwochen her, und Fritz Lendi hat seine erste «Reise ins Unterland» auf köstliche Weise beschrieben. Der junge Lendi muß ein ungehärdiger Bursche gewesen sein. Nicht von ungefähr nannte ihn Sekundarlehrer Johannes Brunner gerne den Jürg Jenatsch. Man hätte ihm in der Tat einen tüchtigen «Fähnliupf» zugebraut, um in der Sprache der Bündnerwirren zu reden. Er hat sich später in seinen kraftvollen geschichtlichen Erzählungen zweifellos viel Tatrang von seiner stürmischen Seele geschrieben. Der aufgeweckte Jüngling aber wußte gut genug, daß man heutzutage mit der Feder mehr ausrichtet als mit dem spitzen Degen. Gewiß, er war ein wackerer Soldat, und der stramme Wachtmeister nannte sich einmal scherzweise, da er im Auszugsbataillon mit der höchsten Zahl in der letzten Reihe marschierte, die Nachhut der Armee. Er stellte auch als Politiker seinen Mann und bezeichnete es als eine seiner hohen Stunden, daß er beim Eintritt in den Großen Rat von E. Löpfe-Benz, dem damaligen Präsidenten des Kantonalen Parlaments, einem tapferen Mann aus dem Wetterwinkel der Schweiz, in Eid und Pflicht genommen wurde. Kantonsrat Lendi besaß gleich seinem Bruder auch die Gabe des lebendigen Wortes, und eine Gemeinde, die ihn als Redner gewann, wußte die Ansprache zur Bundesfeier in guten Händen.

Die Hauptarbeit leistete Fritz Lendi aber doch als Mann des geschriebenen Wortes. Dabei müssen wir zwei Arbeitsfelder unterscheiden. Das erste war die Tagespresse. Er war der geborene Publizist. Dabei kannte er sein Handwerk von der ureigentlichen Presse her. Er durchlief nämlich die Lehre eines Schriftsetzers. Dann begann er sein Studium «bei Professor Alltag», wie er selber seine lebensnahe Art des frühen Schaffens bezeichnete. Mit der Übernahme des Ragazer Fremdenblattes und der freisinnigen Zeitung «Der freie Oberländer» trat er in seinen bleibenden Wirkungskreis,

dem er auch als Schulinspektor und als Präsident des Kur- und Verkehrsvereins treue Dienste leistete. Es gehörte gewiß zu den großen Freuden seiner letzten Jahre, daß er «Bad Ragaz» auf ungeahnte Weise aufblühen sah. Und es war sein stetes Anliegen, daß die Badegäste nicht nur in die heilenden Wasser untertauchten, sondern sich auch in die Geschichte der großartigen Landschaft vertieften, von welcher der Däne Andersen angesichts der Taminaschlucht einst erklärte, dortzulande würden Märchen wahr, nämlich das Wunder, daß Berge sich spalteten.



Damit deuten wir schon das zweite Arbeitsfeld an, das über das Schaffen aus dem Tag und für den Tag, wie es der Zeitungsmann zu leisten hat, ins Bleibende hinüberwirkt. Fritz Lendi, der auch am Freien Rätier literarisch mitwirkte, war ein tüchtiger Volksschriftsteller. Wir finden seine Erzählungen in angesehenen Reihen. «Schild und Wappen der Primavera» steht auf dem Umschlage eines Heftes der Guten Schriften von 1930. Im Verlag F. Reinhardt in Basel erschien 1938 «Der Stern der Freiheit». Im Meiringer Verlag Loepthien folgten

nach den unter dem Titel «Späte Heimkehr» veröffentlichten Novellen (1939) die drei Romane «Sankt Luzisteig» (1943), «Der König der Republik» (1946) und «Der weiße Schlitten», dessen zweite Auflage wir vor zwei Jahren an dieser Stelle anzeigen durften. Es geht in diesem letzten großen Buch um den Untergang der letzten Walser im Calfeisental. Einer, der den Vorboden des Todes in jenem von Lawinen bedrohten Tale ahnte, sagte zu seinem Nachbarn: «Du, ich habe letzte Nacht den ‚weißen Schlitten‘ gehört.»

Nun hat die letzte Stunde auch unserm Freunde geschlagen, der da stand wie eine Bündner Bergtanne im Bannwald. Er hat seinen Mann gestellt, als sich die braune Gefahr über Mitteleuropa zusammenballte, und hat sich nie in die Deckung jener verkrochen, die schwiegen, um — man wußte ja nie, was unser noch wartete — gegebenenfalls nichts gesagt zu haben. Er gehörte zu den führenden Köpfen der Jungliberalen Bewegung. Als das Dritte Reich aus einem Gefahrenherd zu einem verwüsteten Gebiet geworden war, lud er mich einmal auf die Höhe von Pardiell ein, um dort droben angesichts der unvergleichlichen Doppelpforte von Sargans das heilgebliebene Land dankbar zu betrachten, und eine weitere «hohe Stunde» führte uns 1961 zusammen, als Fritz Lendi für seine Mitarbeit am Rundspruch den Radiopreis der Ostschweiz empfangen durfte. Fürwahr, er war ein Mann, der seine Heimat liebte, ihre Geschichte verklärte und seine Zeitung als «Organ» des gesunden Wachstums seiner Gegend auffaßte, als Spiegel des Heute, als Schlüssel zum Morgen. Ein solcher Mann hört bei seinem Heimgang nicht auf, unter seinen Lesern und Freunden zu wirken. Georg Thürer

Christian Jost

Die Entwicklung des Skisportes in den letzten vier Jahrzehnten ist im Rückblick fast atemberaubend. Bestehende Kurorte in unsern Alpen stellten sich auf den Skisport um.

Bahnen und Lifte ermöglichten es, auch aus tiefgelegenen Tälern in gute Skigebiete zu gelangen. Wenigstens auf diesem Gebiete erlebte und erlebt Graubünden eine wirtschaftliche

Entwicklung, die umso wertvoller ist, als sie geeignet erscheint, die Abwanderung aus unsern Tälern aufzuhalten.

Diese ganze Umstellung hat Christian Jost erlebt, deren Sinn und Zweck erkannt und sich gewissenhaft, selbstlos und mit großer Sachkenntnis bemüht, das Ganze der Verantwortung nicht entgleiten zu lassen.

Sein Vater war Lehrer in Serneus und wurde später Konviktvorsteher an der Kantonsschule Chur. So war es nur natürlich, daß der junge Christian auch Lehrer wurde. Auf vielen Bergfahrten im Sommer und im Winter lernte er seine engere Heimat kennen. Diese Kenntnis wurde ihm zur Grundlage für den Aufbau des Parnendienstes.

Als junger lediger Lehrer wirkte Christian Jost im Dorfer Schulhaus in Davos in fröhlicher Zusammenarbeit mit drei bis vier andern jungen Lehrern. Schmunzelnd erzählte er etwa vom Kampf gegen die Grippe mit gutem Veltliner.

Seine Soldatenlaufbahn reicht vom jungen Gebirgsoffizier im ersten Weltkrieg bis zum erfahrenen, recht selbständigen Bataillonskommandanten im zweiten Weltkrieg. Originell, aber zweckentsprechend waren sein Hilfsdienst und seine Jägerpatrouille. Bis zu seinem Tode hat Oberstleutnant Jost jedes Manöver unserer Bändertruppen sehr genau verfolgt.

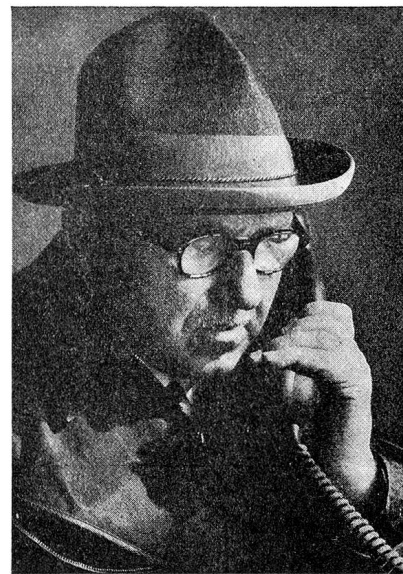
Neben seinem Amt als Lehrer im Dorf in Davos beschäftigte er sich immer mehr mit dem Skifahren. Seine Ausflüge in die winterlichen Berge hatten ihn zu einer großen Fertigkeit im Skifahren gebracht. In der Schule leitete er den Turnunterricht auch etwa für seine Kollegen. Den gewandten jungen Skifahrer reizte es, die Technik zu verbessern. Wieviele Unfälle mochten wohl nur deshalb entstehen, weil technisch nicht einwandfrei gefahren wurde! Folgerichtig wurde er im Nebenamt erster Leiter der Skischule Davos-Dorf.

Wenn Christian Jost eine Sache als richtig erkannt hatte, blieb er nicht stehen. 1932 berief ihn Franz Schuler aus Chur als Unterrichtsleiter des Schweiz. Skiverbandes. Aus

dieser Zusammenarbeit entstand in Davos-Dorf nach verschiedenen Konferenzen 1934 der Interverband für Skilauf. Und all dies führte ihn schließlich dazu, den Rettungsdienst im Rahmen der «Pro Parsenn» zu übernehmen. Damit wurde er Pionier des winterlichen Rettungswesens im Dienste der Skifahrer. Jedes Werkzeug, von dem er hörte, daß es zum Suchen, zum Abtransport oder zur medizinischen Behandlung an Ort und Stelle dienen konnte, wurde beschafft und untersucht. Erinnert sei an die Entwicklung von den alten Hornschlitten bis zum «Kanadier», an die verschiedenen Stufen von Sondierstangen, an Beatmungsgeräten, Pillen und Spritzen. Die neuesten Funkgeräte traten neben telephonische Verbindungsmöglichkeiten. Jedes neue Lawinenabschußgerät wurde ausprobiert, um bei Eignung den schweren Minenwerfer zu ersetzen. Auf dem Weißfluhjoch standen alle Werkzeuge für einen Großeinsatz bei einem Lawinenunglück oder einer bei Nacht und Nebel schwierigen Suchaktion zur Verfügung. Allein und in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut für Schnee- und Lawinenforschung machte Christian Jost mit seinen treuen Patrouilleuren immer neue Versuche. Auch der schon fast abgesprochene Lawinenhund wurde sehr erfolgreich wieder eingesetzt.

Weder er noch seine Patrouilleure sprachen Fremdsprachen, und doch traten sie über die Sprache der Menschenliebe und Achtung in engen Kontakt mit Mitmenschen aus aller Welt. Von seinen Verbindungen zeugt ein gewaltiges Archiv, das seiner Auswertung in vielen Beziehungen noch harret.

Das ganz Besondere an seiner Organisation aber wurde das unbedingte Vertrauen, das jedermann in sie



setzte. Ein Kapitel, das für Menschen in Not nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Nie ließ er sich von wirtschaftlichen Überlegungen zum bösen Risiko hinreißen. Aber auch die Verantwortung scheute er nie. Auf Grund seines fundierten Wissens konnte er die Verantwortung tragen, wo sie jeder andere hätte ablehnen müssen. In schwierigen Lagen erhielt man oft nur von ihm ein klares Ja oder Nein.

Er hat die «Heimarbeit» im Rettungswesen zu einer gut funktionierenden «Fabrik» gemacht. Er wurde der Bahnbrecher und erste «Industrielle» auf diesem Gebiet, einer Industrie auf sozialer Grundlage, erfüllt von Verantwortung gegenüber den menschlichen Massen, die durch die Entwicklung von Bahnen und Lifts in die Gefahren der winterlichen Berge gebracht wurden.

Welche Genugtuung, einen solchen Menschen gut gekannt zu haben!

Christian Jost verstarb am 31. Juli 1967 in seinem 73. Altersjahr.

Jakob Keßler

Dr. Moritz Blumenthal

Am 22. September 1967 ist Dr. Moritz Blumenthal in Minusio/Locarno, wo er seinen Lebensabend verbracht hatte, im Alter von 81 Jahren gestorben. In Erfüllung seines ausdrücklichen Wunsches, in heimatlicher

Erde bestattet zu werden, fand die Beerdigung auf dem idyllischen Friedhof von St. Lorenz/Surcasti statt, wo seine sterblichen Überreste in das Grab seines Vaters gebettet wurden.

Der Verstorbene war in seiner enge-

ren Heimat wenig bekannt, um so mehr aber in der weiten Welt. Dr. Blumenthal wurde 1886 in Chur als einziger Sohn des Giachen Giusep Blumenthal und der Elisa, geborenen Loob aus Walenstadt, geboren. Sein Vater war der bekannte Postkassier in Chur, welcher als ehrwürdige Figur mit dem weißen, patriarchalischen Bart bei der älteren Generation noch in bester Erinnerung steht. Das adelige Geschlecht Blumenthal war von alters her in Surcasti und in anderen Gemeinden des Lugnez vertreten. Die Blumenthals von Surcasti stellten öfters den Landammann im Lugnez. In der Politik zeichnete sich ganz besonders der Bruder des Postkassiers, bekannt als Bundesstatthalter Gion Murezi Blumenthal, aus. Im Gegensatz zu seinen Ahnen und Verwandten fand Dr. M. Blumenthal kein Interesse für Politik. Er widmete seine außerordentliche Begabung ausschließlich der Wissenschaft.

Nach Absolvierung der Primarschule in Chur und der Kantonschule begann Dr. M. Blumenthal seine Studien für Geologie an der Universität Wien und setzte diese in Leipzig und Zürich fort. Bereits 1911 doktorierte er mit einer Arbeit über den Calanda und bearbeitete später die Geologie des Ringelspitzgebietes. Allein, sein Wirkungsfeld sollte nicht Graubünden, auch nicht die Schweiz sein.

1912 trat Dr. M. Blumenthal in den Dienst der großen holländischen Gesellschaft Royal Dutch Co. als Petrologe. Während 7 Jahren arbeitete er auf den Philippinen, in Borneo und Java. Nebst geologischen Aufnahmen allgemeiner Art widmete er sich auch vulkanologischen Problemen. In der Freizeit besuchte er alle Inseln des Sunda Archipels bis Timor und Australien und erfuhr erst 1918 den Kriegsausbruch von 1914! Nach einer schweren Grippe kehrte er 1919 nach Europa zurück, auf der Rückreise eine Zeitlang in den Vereinigten Staaten verweilend. 1920 betätigte er sich, immer noch für die gleiche Gesellschaft, in Venezuela, wo er in verschiedenen Gebieten gründliche Studien ausführte.

Nach seiner Rückkehr nach Europa

1924 verzichtete Dr. Blumenthal vorübergehend auf praktische geologische Arbeiten und führte geologische Untersuchungen in den Alpen, in Marokko und in Spanien rein wissenschaftlicher Art aus. Von 1927 bis 1935 ließ er sich in Malaga nieder und widmete jährlich mehrere Monate intensiver Feldarbeit, deren hervorragende Resultate, in so vielen vorzüglichen Beiträgen und Monographien veröffentlicht wurden, dies sowohl in Spanien wie in der



Schweiz, in Frankreich und in Deutschland. Es handelt sich um 17 sehr belangreiche Publikationen aus seiner Feder. Seine Tätigkeit in Spanien wurde ab und zu durch Reisen im Mittelmeergebiet unterbrochen und galten Griechenland, Sizilien, Algerien, Sardinien und Ägypten. Auch diese Reisen wurden durch bedeutende Publikationen gekrönt. Mit dem spanischen Bürgerkrieg wurde der Tätigkeit des Schweizer Forschers in Spanien ein Ende gesetzt. Er erforschte sodann das Gebiet der Rätischen Alpen und arbeitete im schweizerisch-österreichischen Grenzgebiet.

1937 wurde Dr. M. Blumenthal als beamteter Geologe an die Geologische Anstalt der Republik Türkei nach Ankara gewählt, wo er mit der Erstellung der geologischen Karten der Türkei beschäftigt war. An die neue Türkei hatte er viele schöne

Erinnerungen. Lassen wir ihn einmal selber darüber berichten: «Mit Hammer, Zelt und Kuli zog ich durch die Berge, wohl über 1000 km bis an die Grenzen gegen Rußland und Persien und auf den Taurus über 3700 m ü. M. Eine interessante Tätigkeit, die ich in Ankara mit wissenschaftlichen Arbeiten beschließen konnte. Die Expeditionen durch die Türkei verliefen nicht selten mit Schwierigkeiten, wurde ich doch des öfters abends im Zelt von Polizisten verhaftet und zwangsweise in die Dorfhötel überführt, da das Zelten auf öffentlichem Grund verboten war. Meine Schweizer Kollegen nannten mich nur den Wurstdoktor, da meine Hauptnahrung aus Trockenwurst und Tee bestand.»

Mit fortschreitendem Alter zog es Dr. Blumenthal zurück in die Schweiz, wo er sich in Minusio niederließ. Auch die letzten 10 Jahre seines Lebens waren keine Ruhezeit. Im Winter zog er nach Spanien, und im Sommer war er in seinen Bündner Bergen. Zahlreiche Publikationen (speziell in den «Alpen») und eine rege Korrespondenz mit Wissenschaftlern in aller Welt sowie geologische Forschungen in den Tessiner Alpen, auf den Kanarischen Inseln, in Jugoslawien u. a. lösten einander ab, bis schließlich sein Augenleiden ihn zur Untätigkeit verurteilte.

Und nun hat Dr. M. Blumenthal, der große, weltbekannte Wissenschaftler, seine letzte Reise angetreten. Seine Freunde und Verwandten haben in Ehrfurcht und Dankbarkeit auf dem Friedhof von Surcasti von einem bescheidenen, abgehärteten Menschen mit rauher Schale und gutem Kern, einem stillen Bündner, Abschied genommen. Doch unvergessen bleiben alle seine geologischen Arbeiten und Publikationen, seine großzügigen Schenkungen an die Ringelspitzhütte, an das Kantonsspital Chur und andere wohltätige Institutionen. Von allen Seiten im Umkreis von Surcasti schauen seine geliebten Berge auf das frisch bekränzte Grab ihres Freundes hernieder und senden ihm den letzten Gruß zu: Ruhe in Gottes Frieden!

Christian Derungs